

Julia Kristeva
Dieses unglaubliche Bedürfnis zu glauben

Das Anliegen der Buchreihe **BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE** besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W.R.D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

Herausgegeben von Hans-Jürgen Wirth

Julia Kristeva

Dieses unglaubliche Bedürfnis zu glauben

**Aus dem Französischen von Eva zum Winkel
unter Mitarbeit der Herausgeber**

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Eberhard Th. Haas und Elisabeth Van Querkelberghe

Psychosozial-Verlag

Die Originalausgabe dieses Buches ist 2006 in Italien bei Donzelli Editore unter dem Titel »Bisogno di credere« erschienen © 2006 Donzelli Editore.
This book was originally published in Italy by Donzelli Editore under the title
»Bisogno di credere« © 2006 Donzelli Editore.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Deutsche Erstveröffentlichung
© 2014 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 0641 - 969978-18; Fax: 0641 - 969978-19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Francisco de Goya: »Tobias und der Engel«, um 1788
Umschlaggestaltung & Satz: Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany



ISBN 978-3-8379-2329-2

Inhalt

Das große Fragezeichen (anstelle eines Vorworts)	7
Dieses unglaubliche Bedürfnis zu glauben Gespräch mit Carmine Donzelli	17
Von Jesus zu Mozart: Der Unterschied des Christentums Gespräch mit Claire Folscheid	91
Leiden Vorträge in der Fastenzeit, 19. März 2006	101
Der Geist des Katholizismus	111
Fürchtet euch nicht vor der europäischen Kultur	115
Von den Madonnen zum Akt Eine Darstellung der weiblichen Schönheit	119
Leseeindrücke (anstelle eines Nachworts)	155
Anmerkungen	169
Abbildungsnachweis	173

Das große Fragezeichen

(anstelle eines Vorworts)

Lieber Frédéric Boyer,

Beunruhigung hat mich ergriffen, als Sie mich baten, dem Büchlein, das auf Initiative meines Freundes und Verlegers Carmine Donzelli kürzlich in Italien¹ erschienen ist, einige Seiten hinzuzufügen und einige Fragen zu beantworten. Ich werde auf das »Bedürfnis zu glauben« zurückkommen, dieses Narkotikum, das leben hilft, weil es – als glückliches Kindheits- und Liebstrauma – unsere Fähigkeit, sprechende Wesen zu *sein*, begründet. Was mich beunruhigt, ist nicht, Ihnen – hier und jetzt – den intimen Anteil jener Alchemie preiszugeben, die für mich weiterhin das paradoxe »Bedürfnis zu glauben« ausmacht: Glück und Schmerz, Erwartung, die notwendig enttäuscht wird, und Angst, die gleichwohl stets erhellt ist. Nein, was mich beunruhigt in diesen düsteren Zeiten, in denen die nihilistische Überzeugung der einen auf die fundamentalistische Exaltiertheit der anderen stößt, ist viel grundsätzlicher. Ich bezweifle, dass es den Gläubigen und im Übrigen auch denjenigen, die glauben, nicht zu glauben, gelingen wird, in meinen Überlegungen »ein großes Fragezeichen« zu lesen, wie Nietzsche schrieb, das an die Stelle des »größten Ernstes« gesetzt ist. Hinter ihrem demutsvollen Schein eine exorbitante Wette? Eine unmögliche Wette? Eine grausame und äußerst langwierige?

Mir scheint mittlerweile akzeptiert, dass das Christentum der bildenden Kunst und der Literatur das weite Feld des Heiligen zugänglich gemacht hat: Diese innere Erfahrung reicht von dem Streben nach konvulsiver Kommunikation bis zu der Notwenigkeit, alles, wie ich meine, infrage zu stellen – von den Abgründen der Kindheit bis hin zum Unbekannten. Georges Bataille sieht darin die – sublime oder zerstörerische? – Folge einer »Disjunktion«,

welche die Christenheit sanktioniert hat: einerseits die Tötung Gottes, der dem unwiderstehlichen Begehrn als einziger Einhalt gebot und weiterhin gebietet; andererseits die Auferstehung des Göttlichen in »vollkommenen Augenblicken«, »Ausnahmesituationen«, »brennenden Kommunionen«. Malt Bilder, musiziert, erzählt Geschichten: Wenn auch euer Besitz des Grals nicht mit Gott verwechselt werden kann, ist er doch dessen Erbe, dessen Rückkehr – eine bestimmte Rückkehr –, selbst wenn ihr euch daran berauscht, ihn zu schänden.

Gegenüber diesem Kontinent, der nunmehr *Sublimierung* genannt wird, hat sich die eilfertige Intelligenz bemüht, die Vernunft einzig auf das kalkulierende Bewusstsein zu begrenzen; die Folge war, dass sich das Wissen nicht mehr für die innere Erfahrung interessierte und darüber hinaus ihre innenwohnende Autorität ignorierte.

An dieser Stelle versuche ich, mit anderen zusammen, aber anders als sie, einen Schritt zur Seite: weder sublimierende Intoxikation noch beherrschende Aneignung. Ein emotionales, experimentelles und teilbares Wissen der inneren Erfahrung ist möglich: Es ist diskursiv, stützt sich auf die psychoanalytische Übertragung und nimmt die Form einer notwendiger Weise unvollständigen und fortlaufenden theoretischen Hypothese an. Sigmund Freuds Erfindung des Unbewussten und seine Deutung der »freien Assoziation«, welche ihm seine Patienten boten, haben – bei *Unwissen* des Wieners? – die Autorität der inneren Erfahrung rehabilitiert. Als Freuds Nachfolger das Sein mit dem Todestrieb, wenn nicht gar Kant mit Marquis de Sade konfrontierten, brachten sie die Phänomenologie der »Person« selbst ins Wanken und orteten das »sprechende Subjekt« an der Stelle, wo sich Biologie und Sinn kreuzen. Sie drohen gar – welche Kühnheit! –, der Theologie ihren »Gegenstand« zu entreißen.

Wie auch immer sich die klinischen Fortschritte der Psychoanalyse und die von ihnen inspirierten Bedeutungstheorien entwickeln, bleiben sie hinter ihrem Anspruch zurück, wenn sie nicht die erhellende Erfahrung von Übertragung und Gegenübertragung verbinden: mit den Forschungen der Humanwissenschaften, dem philosophischen Diskurs, den sublimierenden Praktiken und ... der Aufmerksamkeit für religiöse Erfahrung – was Freud von Beginn an tat. Es geht nicht darum ein neues »absolutes Wissen« zu konstituieren, sondern darum, dass keinerlei Umstand, Behauptung oder Modellierung jene Fragestellung zum Stillstand bringt, jene nicht endende Verzögerung

des *Zugangs zum Heiligen*, den das Christentum – auf einzigartige Weise ermöglicht hat, unendlich erneuerbar. Für den modernen Humanismus und das Instrumentarium, das er sich schmiedet, wird es sich in Zukunft um den Zugang zur psychosomatischen Erfahrung handeln, um das, was aus ihr ein einzigartiges Leben, eine kontinuierliche Erneuerung, eine unvorhersehbare Kreativität macht.

Dass in dieser Hinsicht der Glaube analysierbar wird, verlangt nicht zwingend, auf ihn verzichten zu müssen – wenngleich es auch das bedeuten kann. Die Infragestellung jeglicher Entität, einschließlich jener des Glaubens und seiner Objekte, ist eines der beeindruckendsten Vermächtnisse der Christenheit; der Humanismus, ihr widerspenstiges Kind, kann nicht daran gehindert werden, dieses Erbe weiter zu entwickeln. Sind die von der Säkularisierung hervorgerufenen Ängste letztlich nicht ganz und gar unwesentlich angesichts der Vitalität dieses anderen Weges, den nunmehr die innere Erfahrung einschlägt? Sie werden verstanden haben, dass ich von der inneren Erfahrung seit Freud spreche, die sich um Erhellung, Vertiefung und Entfaltung ihrer Fortschritte bemüht und sie vor Entgleisungen zu schützen sucht. Der »Zusammenprall der Religionen« darf uns jedoch nicht zu Identitätsverhärtungen verleiten, die uns den Weg versperren, welchen Bataille, der Autor der *Somme athéologique*, so formulierte: »Nicht mehr als alles sein wollen, heißt alles in Frage stellen.«

In diesem Geist verstehe ich, Ihrer Einladung folgend, die bekannte Formulierung von Paulus im *Zweiten Brief an die Korinther* (4,13): »Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet«, die für Sie mit bestimmten Seiten des *Bisogno di credere* [Bedürfnisses zu glauben] im Einklang steht. Unbestreitbar, Sie sind der subtile Leser geblieben, vor dem ich mich einst verbeugte, als Sie Ihre Doktorarbeit über *Die spirituelle Erfahrung bei Proust und Dostojewski* schrieben, zu dem sich heute der scharfsinnige Verleger gesellt, der Sie nun sind! Was könnte ich aber beitragen, was Sie nicht bereits wüssten, was Ihre Leser nicht regelmäßig hören und was so zahlreiche Kommentatoren uns nicht schon brillant dargelegt haben?

»Credidi, propter quod locutus sum«, sagt der lateinische Text, als Echo auf dem Psalm 116,10: »Credidi, etiam cum locutus sum: Ego humiliatus sum nimis.« »Episteva dio elalisa«, sagt der griechische Text, der die Formulierung aus der griechischen Übersetzung von Psalm 116 der Bibel übernimmt. Im Hebräischen heißt es: »He' emanti ki adaber« – »Ich habe geglaubt, auch

wenn ich sagte: >Ich bin sehr unglücklich</Ich sprach in meiner Bestürzung:
>Alle Menschen sind Lügner!<<

Der Kontext des Psalms ist expliziter: Er verbindet den Glauben (»emuna«, worin man die Wurzel »amen«, Glaube oder Überzeugung, hört), der die Äußerung beherrscht, mit präzisen, alltäglichen und in diesem Fall enttäuschenden Aussagen. Der Glaube enthält den Schlüssel des Sprechaktes selbst, sei dieser auch jener der Klage (ich bin unglücklich, alle Menschen sind Lügner etc.). Weil ich glaube, spreche ich, glaubte ich nicht, würde ich nicht sprechen; an das, was ich sage, zu glauben, und darauf zu beharren, es auszusprechen, entspringt der Fähigkeit, an den Anderen zu glauben, und keineswegs der existenziellen Erfahrung, die notwendiger Weise enttäuschend ist. Doch was ist »glauben«?

Das lateinische *credo* geht auf *sradhya* aus dem Sanskrit zurück, das auf einen Akt des »Vertrauens« zu einem Gott verweist und eine Rückerstattung in Form einer dem Gläubigen zugestandenen göttlichen Gunst einschließt; aus dieser Wurzel entspringt in säkularisierter Form der finanzielle *Kredit*: Ich deponiere ein Gut in Erwartung einer Belohnung (Émile Benveniste hat diese Entwicklung minutiös ausgeführt). Im Griechischen führen die Etymologien von *pisteo* und *pistis* vom »Vertrauen« in einen Gott zum »Gehorsam« gegenüber dem Göttlichen. Ihnen muss ich nicht erklären, dass bei den »Alten« ein und dasselbe Wort nicht selten »entgegengesetzte Bedeutungen«, nach dem Urteil der »Modernen«, ausdrückt: Sie verweisen auf die Spur der dem menschlichen Verhalten eigenen affektiven und sensorischen Ambivalenzen.

Die psychoanalytische Erfahrung des Kindes und des Erwachsenen, die die Metamorphosen unseres persönlichen wie auch phylogenetischen Werdens innerlich wiederherstellt, gibt Zeugnis von einem entscheidenden Moment der Entwicklung, an dem das *infans*² sich in einen Dritten projiziert: den liebenden Vater. Als primäre Identifizierung mit dem Vater der individuellen Vorgeschichte, als Morgenröte der symbolischen Triade, welche die Faszination und das Grauen der dualen Mutter-Kind Interdependenz ersetzt und verwandelt; die vertrauensvolle Anerkennung, welche mir der die Mutter liebende und von ihr geliebte Vater bietet und welche ich ihm wiederum entgegenbringe, verwandelt mein Geplapper in linguistische Zeichen, deren Wert er festsetzt.

Als Zeichen der Objekte, aber vor allem als Zeichen meiner Entzückungen und meiner Schrecken, meiner frühen Erfahrung als sprechendes Lebewesen, verwandeln sie meine Angst in »gläubige Erwartung«, wie Freud³ schreibt. Das

liebevolle väterliche Zuhören verleiht dem Sinn, was sonst ein unaussprechliches Trauma bliebe: ein namenloser Exzess von Lust und Schmerz. Doch nicht ich bin es, der diese primäre Identifizierung entwirft; und es ist auch nicht der liebevolle Vater, der sie mir aufzwingt. Die *Einfühlung* mit ihm – dieser Nullpunkt des Einswerdens mit dem Dritten – ist »unmittelbar und direkt«, gleich einem Blitz oder einer Halluzination. Vermittelt durch die Sensibilität und den Diskurs der den Vater liebenden Mutter – einer Mutter, der ich noch angehöre, von der ich noch untrennbar bin – prägt sich diese »Vereinigung« vom Ich-im-Anderen-der-ein-Dritter-ist mir ein und begründet mich. Ich spreche nicht, ohne diese Unterstützung durch meine »gläubige Erwartung«, welche sich an den liebevollen Vater der individuellen Vorgeschichte richtet: diesen Anderen der Mutter, der die Mutter nicht weniger als die Mutter/Frau in mir liebt und der die »Attribute beider Eltern« besitzt; dieser Vater war bereits da, hatte da zu sein, ehe Laios kam, ehe der nunmehr berühmte sogenannte »ödipale« Vater seine Verbote und Gesetze formulierte, Knotenpunkt der Differenzen zwischen Geschlechtern und Generationen sowie Startpunkt der Identitäten und Sinnstifter der Freiheit.

Ein Mythos, denken Sie? Oder eine romaneske Rekonstruktion, die ich mir mit einem Freud ausdenke, der mehr oder weniger unbewusst um Psalm 116 und Paulus *Zweiten Korintherbrief*(4,13) herum fabuliert? Nicht nur.

Man sagt schlicht und zu einfach, dass jeder seine *Muttersprache* spricht. Winnicott hat die Voraussetzungen erkundet, damit sich die von Mutter und Kind geteilte Erregung in Sprache verwandelt: Er schlussfolgert, ein »Übergangsraum« sei nötig, beispielsweise die Rêverie der Mutter oder ein drittes Objekt zwischen Mutter und Kind, aber welches? Man hatte vergessen, dass Freud selbst, der atheistische Jude und Aufklärer, ohne dabei länger zu verweilen, jene »gläubige« Bestimmung des Vaters zur *primären Identifikation* skizziert hat (*Das Ich und das Es*, 1923). Ein imaginärer Vater, der mich, über die Mutter vermittelt, erkennt und liebt und mir bedeutet, dass ich nicht sie, sondern ein Anderer bin, der mich glauben lässt, dass ich »glauben« kann. Dass ich mich mit ihm identifizieren kann – Freud verwendet sogar das Verb »besetzen«. An ihn glauben und/oder ihn besetzen, nicht als »Objekt« des Gebrauchs oder des Begehrrens (das kommt später; zunächst ist mein »Objekt« des Gebrauchs und des Begehrrens vor allem Mama), vielmehr an die Vorstellung glauben, die er von mir hat und an seine

Worte, an die *Vorstellung* glauben, die ich mir von ihm mache, und an meine Worte. »Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet.«

Auf diesem alleinigen Fundament kann mein zufrieden gestelltes *Bedürfnis zu glauben*, das mir die optimalen Voraussetzungen bietet, Sprache zu entwickeln, sich mit einer weiteren zerstörenden und befreienden Fähigkeit verbinden: das *Begehr zu wissen*. Getragen von diesem Glauben, durch den ich einen liebevollen und geliebten Dritten höre und zu ihm spreche, breche ich in Fragen aus. Sie sehen, ich vergesse nicht unser »großes Fragezeichen«.

Wer kennt nicht die jubelnde Trance des Fragen stellenden Kindes? Sich noch an der Grenze zwischen dem Fleisch der Welt und dem Königreich der Sprache befindend, weiß es aus einer Art halluziniertem Wissen, dass jede Identität – Objekt, Person, es selbst, die Antwort des Erwachsenen – eine zu konstruierende-dekonstruierende Chimäre ist. Und unaufhörlich bringt es uns zurück zur Inkonsistenz der Namen und Wesenheiten, des Seins, welches das Kind nicht mehr terrorisiert, sondern zum Lachen bringt, weil es *glaubt*, dass Benennen und Sich-Benennen-Lassen möglich ist. Wenn nicht dieses junge vibrierende Ich sich in den Gewissheiten des Über-Ich, jener »reinen Kultur des Todestriebes« einsperrt, und wenn das »Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet« sich nicht in Klischees, »Kommunikation« oder Depression verwandelt.

Lacan meinte, die Devise der Psychoanalyse sollte »*Scilicet*« sein: »Du kannst wissen.« Ja, du kannst wissen, woher die Kinder kommen, woran es liegt, dass du sprichst, du kannst wissen, was du sagst, etc. Er hatte vergessen, daran zu erinnern, dass du wissen kannst, wenn, und nur wenn du *glaubst* zu wissen; um dahin zu kommen, zu wissen warum du glaubst, was du mit glauben meinst, was du glaubst ... Als ursprünglicher Katholik dachte Lacan vermutlich, dies sei evident und brauche keine Erläuterung. Nun ist offensichtlich der Moment gekommen, auf jenen »Mehrwert« des Sprechens zurückzukommen, der sich, wie er es nannte auf den »Lustgewinn« stützt und der bis zum Glauben zurück reicht ... Vom Wissen zum Glauben und umgekehrt ist das ewige Drehkreuz des *parlêtre* [sprechenden Seins]. Die Möglichkeit zu wissen zurückzuführen bis zur Notwenigkeit zu glauben, heißt nicht, darauf zu verzichten, die historischen Inhalte der Glaubenssätze und ihre Wahrheiten zu befragen: Sind sie absolute oder konstruktive? Beschützend oder flüchtig? Illusorische, wohltuende oder Tod bringend? Ein endloser Prozess.